

**ERSTE WOCHE** Der Tag, an dem ich in die Klapse komme, ist ein Donnerstag.

Es ist früher Vormittag, und ich sitze zusammen mit vier anderen frisch Eingewiesenen auf den orange gepolsterten Sesseln des Wartebereichs. Es sieht aus wie in der Lobby eines Hotels. Nichts erinnert hier an ein Krankenhaus. Weder der Brunnen mitten in der Eingangshalle noch die leise Musik, die aus den Boxen über uns kommt.

Nein, das Einzige, was hier an eine psychosomatische Klinik erinnert, sind wir selbst. Alle wahnsinnig nervös. Finger knibbelnd, Tränen wischend, kettenrauchend sitzen wir da und haben einen amtlichen Schaden. Das sagen jedenfalls unsere Ärzte, Therapeuten und Psychiater, die uns hier eingewiesen haben. Aber das ist auch schon so ziemlich alles, was wir wissen; keiner von uns hat eine Ahnung, was in den nächsten Wochen auf uns zukommt.

Verstohlen beobachten wir uns gegenseitig. Wir sind zu fünft: drei Frauen und zwei Männer. Die Frau, die neben mir sitzt, ist schätzungsweise noch keine dreißig und sieht aus wie ein menschengewordenes Bambi. Sie ist sehr hübsch, lächelt scheu und dreht mit zarten Fingern ihre sehr gepflegten, dunkelbraunen Haare zu Spiralen. Was sie wohl für eine Krankheit hat? Vielleicht ist sie tatsächlich ein verunsichertes Reh.

Die andere Frau erinnert mich an die Schalterbeamtin meiner Postfiliale. Sie ist Ende vierzig, mit praktischem Kurzhaarschnitt und Bärchenshirt. Abwechselnd hackt sie auf ihrem Handy herum und zieht an ihrer Zigarette. Durch ihre kurzen, stakkatohaften Bewegungen hat auch sie etwas von einem Tier. Ein aufgeregtes Huhn in nicht artgerechter Umgebung.

Die beiden Männer starren nur vor sich hin. Der jüngere trägt eine dunkle Sonnenbrille und wirkt auf mich komplett erschöpft. Er sieht aus, wie ich mich fühle; ich tippe also auf eine Depression.

Nachdem wir fünf wortlos versucht haben, uns gegenseitig in Schubladen zu stecken, nehmen wir uns die Patienten vor, die schon länger da sind. Das sind also die Verrückten, mit denen wir die nächsten Wochen zusammenleben werden. Auf den ersten Blick sehen die meisten ziemlich normal aus. Sie laufen durch die große Halle, unterhalten sich, lachen sogar und scheinen sich hier wie zu Hause zu fühlen. Ein kleiner, untersetzter Typ läuft an unserer Sitzecke vorbei. Er trägt einen Jogginganzug und viele Haare auf Armen und Brust. Außerdem einen rosa Lippenstift und jede Menge Maskara. Er lächelt uns an, und ich bilde mir ein, dass er mir sogar zugezwinkert hat. Dann verschwindet er in Richtung Fahrstuhl. Bambi schaut ihm mit großen, braunen Augen staunend hinterher. Ich muss schlucken. Warte ein bisschen darauf, dass jemand um die Ecke kommt und sagt: »Hey, das war ein Irrtum, wie konnte das nur passieren; hier gehören Sie aber mit Sicherheit nicht hin ...« Passiert aber nicht. Stattdessen müssen wir ewig warten, bis jeder einzeln von der Rezeptionistin aufgerufen wird. Ich lehne mich im Sessel zurück und denke an die vergangene Woche. An meinen letzten Arbeitstag, von dem ich morgens beim Aufstehen noch nicht wusste, dass er für eine lange

Zeit mein letzter Arbeitstag sein würde. Trotz des lähmenden Gefühls in meinem Kopf und dem Betonklotz auf meiner Brust war ich aufgestanden, hatte mich geduscht, geschminkt und angezogen. Das Gefühl war schließlich nicht neu. Ich hatte mich genauso ins Büro geschleppt wie die vielen Wochen zuvor. Nachdem ich dort ein paar Dinge erledigt hatte, die mir einfach nur lächerlich und bedeutungslos erschienen, schaltete ich vor lauter Sinnlosigkeit irgendwann ab. Der Computer hielt noch eine Weile durch, dann erschien auch bei ihm der Bildschirmschoner.

Ich starrte noch ein, zwei Stunden auf die animierten Aquariumfische in meinem Rechner. Und das war's. Ich konnte nicht mehr, und ich wollte nicht mehr, und dann ging ich. Habe den Computer ausgeschaltet und das Büro verlassen. Das erste Mal seit Jahren ohne ein schlechtes Gewissen dabei zu haben.

Ich wusste, dass ich einfach nicht mehr funktionierte.

Ich bin nach Hause gegangen und habe mich auf mein Sofa gelegt. Dann hab ich mich fallen lassen. Endlich fallen lassen. Heraus aus der bleiernen Hülle meines Körpers durch den groben Sofastoff, hinein bis in die Tiefen der Schaumstofffüllung. Hier war es dicht und still. Der Rest meines Körpers lag in meinem Wohnzimmer wie eine Puppe. Aus der Ferne verfolgte ich, wie meine Umwelt weiter funktionierte, während ich abgeschaltet worden war.

Ich sah, wie mein Freund mir eine Decke brachte und eine Wärmflasche in die Arme legte. Wie Stunden später meine Mutter kam, angereist aus einer anderen Stadt, und sich an mein Sofa setzte. Mit mir sprach und sagte, dass alles gut werde jetzt. Ich glaubte ihr. Mir ging es auch gar nicht schlecht, fand ich. Mir ging es irgendwie überhaupt nicht mehr.

Plötzlich war ich gefühllos wie ein eingeschlafener Arm. Ich wurde in ein Auto gesteckt und zum Arzt gefahren. Von dort aus zum Psychiater. Ich bekam nicht viel mit an diesem Tag. Es war mir auch irgendwie egal. Ich war so lange ganz allein und hilflos gewesen. Sollten sie machen, was sie wollten. Ich jedenfalls machte gar nichts mehr, war einfach nicht mehr da. Nur ab und zu weinte ich. Am Ende dieses Tages bekam ich eine Akuteinweisung für eine psychosomatische Klinik. Ich hatte keine Ahnung, was das sein soll. Und drei Tage später erklärte mir meine Mutter, dass nun in einer Klinik ein Bett für mich frei sei. Dass sie mich hinbringen würden, weil dort Menschen seien, die mir helfen würden. In dem Moment hörte etwas in mir auf. Und ich spürte, dass etwas anderes anfing. Im Nachhinein würde ich es am ehesten als Erleichterung beschreiben.

Es war offiziell: Ich hatte eine Krankheit, war nicht falsch oder egoistisch oder faul. Ich war krank, und ich durfte krank sein. Endlich Verantwortung abgeben. Das war das erste positive Gefühl, das mich nach langer Zeit wieder erreichte. Die Maschinerie war ins Rollen gekommen, und ich selbst war ab sofort nur noch ein passiver Teil der Abläufe.

»Milena Winter, bitte.«

Ich werde als Letzte aufgerufen. Die anderen sind schon verschwunden, merke ich erst jetzt, irgendwo in den Winkeln dieser Klinik angekommen. Die Rezeptionistin erklärt mir freundlich und heute zum mindestens fünften Mal die Basics:

»Herzlich willkommen in unserer Klinik, Frau Winter. Ich habe hier für Sie die Schlüssel zu einem Zweierzimmer. Machen Sie sich keine Gedanken, das ist ein nettes Mädchen, mit dem Sie zusammenwohnen werden. Sie wer-

den sich bestimmt gut verstehen. Ansonsten bitte keine Besucher auf dem Zimmer, in Ordnung?«

Ich nicke brav.

»Da vorne ist der Speisesaal, Frau Winter ...« Sie mustert mich von oben bis unten und blättert kurz in den Unterlagen. »Da Sie nicht wegen Essstörungen hier sind, können Sie sich aussuchen, wann Sie zum Essen gehen wollen. Essenszeiten sind immer ab acht, dreizehn und neunzehn Uhr jeweils eine Stunde. Im Vorraum befinden sich die Postfächer für Nachrichten von uns oder private Post. Wenn Sie den Gang weiter runtergehen, kommen sie zum Fernsehzimmer. Und die Sporthalle ist direkt hier die Treppe runter. Sonst noch was?« Sie überlegte kurz. »Ach ja, Einschluss ist bei uns immer um 23 Uhr. Alles Weitere finden Sie hier in diesen Unterlagen. Auch die Namen Ihrer zuständigen Therapeuten und Ärzte. Die stellen sich aber nachher noch bei Ihnen vor, ja?«

»Nein!«, denke ich und sage: »Alles klar.«

Die Rezeptionistin nickt zufrieden. »Gut, Frau Winter, das wär's erst mal. Dann wünsche ich Ihnen fürs Erste einen schönen Aufenthalt. Da vorne ist der Fahrstuhl.«

Ich fahre hoch in mein Stockwerk, finde Zimmer einhundertvierundzwanzig und schließe auf. Ein großer Raum mit zwei Betten, zwei Schreibtischen, zwei Schränken und zwei Nachtschränkchen. Ein Badezimmer (ohne Schlüssel) und ein Balkon mit Blick auf den See. Immer noch mehr Hotel als Krankenhaus, stelle ich erleichtert fest.

Meine neue Mitbewohnerin scheint ausgeflogen zu sein. Auf dem Nachtschränkchen des einen, belegten Bettes liegen Postkarten, Fotos, Bücher und Frauenzeitschriften. Ich schaue genauer hin. Die Bücher tragen Titel wie: *Der wunderbare Massenselbstmord* und *Das Drama des begabten Kin-*

des. Außerdem liegt auf dem Bett noch ein psychologisches Fachbuch. Eine Psychologiestudentin?

*Willkommen im Land der Verrückten*, murmele ich leise. Ich räume meinen Schrank ein und drapiere meine mitgebrachten Kosmetika auf der freien Abstellfläche im Bad. Dann entdecke ich eine kleine Schublade in dem Nachtschränkchen neben dem Bett. Dort lege ich meinen Weingummivorrat an.

Als ich mich einigermaßen in meinem neuen Zimmer eingerichtet habe, setze ich mich auf das leere, frisch bezogene Bett und ziehe die Beine hoch. Wann lerne ich meine Mitbewohnerin kennen? Wie lange sie wohl schon hier ist? Und weswegen? Weswegen bin ich eigentlich hier? Und nicht im Büro, wo meine Kolleginnen um diese Uhrzeit gerade die erste Kaffeepause einlegen?

Meine Gedanken überschlagen sich, purzeln durcheinander. Ich fühle mich plötzlich wahnsinnig müde. Es ist anstrengend, in die Klappe zu ziehen, denke ich noch. Und dann tauche ich ein in das frisch gemachte Bett, lasse die Daunendecke über mich schwappen und werde endlich in mein geliebtes Traumland gespült.

Als ich wieder aufwache, ist es Mittagszeit, und ich bin noch immer bei den Verrückten. Eine von ihnen steht sogar direkt neben meinem Bett.

»Hallo, ich bin Clara. Wollte dich nicht wecken, Entschuldigung.«

Ich schaue in ein schmales, freundliches Gesicht und bin sofort erleichtert.

»Mila«, sage ich, denn mehr fällt mir gerade nicht ein. Ich setze mich auf und betrachte sie genauer. Ihr Gesicht ist voller Sommersprossen, auf ihrer Oberlippe liegen sie so dicht beieinander, dass es ein bisschen aussieht, als hätte sie

einen kleinen Bart. Außerdem hat sie sehr dunkle, fast schwarze Haare, die sie zu einem kleinen Dutt gebunden hat. Wie Schneewittchen und Pippi Langstrumpf in einer Person, das macht mich sofort ein bisschen neidisch. Ich bemerke allerdings ziemlich schnell, dass das auch das einzig Beneidenswerte an dieser Frau ist.

Die restliche Clara scheint nur aus Knochen zu bestehen. Sie treten spitz an allen Stellen ihres Körpers hervor, nur eine dünne, gespannte Pergamenthaut scheint sie daran zu hindern, aus diesem Gebilde herauszubrechen. Mit diesem Minimalkörper, auf dem ein viel zu großer, maximaler Kopf steckt, wirkt sie wie ein hübscher, aber hungriger Alien. Irgendwie unheimlich.

Clara scheint es gewohnt zu sein, auf diese unverschämte Weise gemustert zu werden, denn sie hat in der Zwischenzeit angefangen, munter mit mir zu plaudern. Wir machen ein bisschen Smalltalk, was man halt so redet, wenn man den Menschen kennenlernt, mit dem man die nächsten Wochen ein Zimmer teilen soll. »Und warum bist du hier?«, fragt mich Clara.

Ich zögere, weiß aber irgendwie auch, dass ich keine Wahl habe.

»Auf meiner Einweisung steht, dass ich eine ›mittelschwere Depression‹ habe. Und du?« Ich frage schnell zurück.

»Bulimie, auch mit einhergehender Depression«, antwortet Clara mit einem fast gelangweilten Seufzer. Ich nicke und fühle mich ein kleines bisschen minderwertig. Meine Depression geht mit niemandem einher, sie kam ganz allein. Hoffentlich ist sie wenigstens groß genug.

»Und wie lange bist du schon hier?«, frage ich sie.

»Heute genau eine Woche. Ist also noch nicht viel passiert in dem Bereich«, sagt sie und haut sich so kräftig auf die

klapprigen Hüftknochen, dass ich Angst bekomme, ihr Körper könnte in sich zusammenfallen.

»Wo wir gerade dabei sind«, frage ich, ohne meinen Blick von ihrer Knochenlandschaft nehmen zu können, »würdest du mit mir zu Mittag essen?«

Ich fürchte mich davor, alleine in den Speisesaal zu gehen. In Gesellschaft von jemandem, der sich hier schon auskennt, wäre es einfacher. Aber Clara schüttelt den Kopf und guckt komisch. »Ich hab schon gegessen.«

Das hätte ich mir auch denken können. »Mhm, dann muss ich wohl alleine los.«

Clara nickt abwesend, während sie plötzlich sehr beschäftigt damit ist, ihre Fingernägel zu inspizieren. An diese Krankheit werde ich mich gewöhnen müssen. Mein Magen jedenfalls knurrt mich immer lauter an. Also gehe ich nun alleine zum Mittagessen und versuche, Angst und Schüchternheit zu ignorieren. Auf dem Weg in den Speisesaal denke ich an meine Kollegen im Büro, die zu dieser Tageszeit auch in der Kantine sitzen. Mit dem immer gleichen Essen, den immer gleichen Gesprächen, der immer gleichen Langeweile.

Schlimmer als die letzten Wochen dort kann es hier auch nicht werden, denke ich, als ich im großen, zweiflügligen Speisesaal ankomme. Mir steigt ein bekannter Geruch in die Nase. Kantinengeruch. Eine vertraute Mischung aus verkochten Möhren, abgestandenem Waschwasser und frittierten Kalorien. Ich entscheide mich für den rechten Flügel des Saals. Alle Tische sind vollbesetzt mit Patienten, die gerade zu Mittag essen. Sie plappern miteinander oder wahlweise auch mit sich selbst und scheinen alle genau zu wissen, was sie hier tun und warum sie hier sind. Ich komme mir ziemlich schnell bescheuert vor.

Ratlos stelle ich mich erst mal ans Buffet, betrachte die zwei Mittagsmenüs und versuche dabei unauffällig heraus-



zufinden, wo ich mich hinsetzen kann. Alles besetzt. Wo mal ein Platz frei ist, kenne ich keines der Gesichter am Tisch. Mir wird heiß. Kurz taucht in meinem Kopf das Wort »Sozialphobie« auf. Ich traue mich einfach nicht. Aber wenn ich mich nicht traue, mich irgendwo hinzusetzen, kann ich verdammt noch mal nichts essen. Ich versuche weiter, möglichst lässig auszusehen und schlendere zum Obstkorb. Mein Magen knurrt jetzt ordinär laut. Hoffentlich hört mich keiner. Heute Morgen habe ich vor lauter Aufregung natürlich nichts gefrühstückt. Aber wenn ich mir jetzt den Teller vollade, muss ich mich damit auch irgendwo hinsetzen.

Es ist so lächerlich. Ich darf nicht mehr länger auf diese Äpfel starren; bestimmt falle ich langsam auf. Panik. Und dann merke ich es auch schon. Meine innere Kamera läuft und ist im Aufnahmemodus. Ich sehe mich mit den Augen der anderen. Kann mir nicht vorstellen, dass irgendjemand in diesem Raum noch irgendetwas anderes tut, als mich heimlich zu beobachten. Ich bin Frischfleisch in der Klinik. Und stehe weiter vorm Obstkorb rum.

›Entscheide dich!«, befehle ich mir selbst. ›Iss oder geh – aber mach dich nicht länger lächerlich!«

Und dann entscheidet sich etwas in mir. Ich glaube nicht, dass ich es bin. Aber ich beobachte mich dabei, wie ich mir einen lächerlich kleinen Apfel schnappe und mich verstohlen aus dem Speisesaal schleiche.

›Nur raus hier!«, schreit eine Stimme in mir. Und während die innere Kamera herumschwenkt und meinen Abgang filmt, überschlage ich in meinem Kopf, ob ich mich für heute auch an meinem Weingummivorrat satt essen kann. Es wird knapp werden.

Was soll ich hier nur den ganzen Tag mit mir anfangen? Ich laufe durch die Gänge, schaue mich um, versuche mich in

der großen Klinik zu orientieren. Die Ärzte und Therapeuten scheinen noch nichts von mir wissen zu wollen.

Ich frage mich, was hier eigentlich von mir erwartet wird. Wird überhaupt etwas erwartet? Soll einfach mal ich zur Abwechslung etwas erwarten? Oder ist das hier eine spezielle Taktik, ein Therapieansatz, mich warten zu lassen?

Alle anderen scheinen sehr beschäftigt zu sein. Jedenfalls sehen sie aus, als fühlten sie sich gut aufgehoben. Nur ich fühle mich hier gerade noch sehr unaufgehoben. Ich hole mein Tagebuch aus dem Zimmer (auch Clara ist nicht da, was tut sie nur den ganzen Tag?) und setze mich damit auf eine Bank bei der Wiese vor dem Klinikeingang.

Überall sitzen oder stehen andere Patienten rum. Rauchend, in kleinen Gruppen, zu zweit in intensiven Gesprächen, viele laufen auch mit dem Handy in der Hand die Straße auf und ab und telefonieren dabei lautstark und selbstbewusst mit ihren Angehörigen. Ich frage mich, wie die Anwohner, die ihre Häuschen vor Jahren mal in diese Idylle gebaut haben, den verrückten Patientenauflauf in der Nachbarschaft finden. Haben sie Mitleid? Oder Angst? Sind sie genervt? Das wohl am ehesten, wenn sie Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat die kaputten Gestalten sehen, die hier eingeliefert werden. Ihre Gespräche auf offener Straße mitbekommen, die immer gleichen Geschichten hören. Die Leute, die hier wohnen, müssen unfreiwillige Experten sein für psychosomatische Erkrankungen.

Ich selbst weiß nicht viel darüber, was genau hier alles behandelt werden kann. Wenn ich mich umschaue, gibt es nur wenige, bei denen man den Grund ihres Aufenthaltes errahnen kann. Nur den sehr Dicken, den sehr Dünnen und ein paar Menschen mit auffälligen Schnittwunden an den Unterarmen kann man ein bisschen von dem Elend ansehen, das sich in ihrem Inneren abspielt.

Ich versuche, mich auf mein Tagebuch zu konzentrieren, meine wirren Gedanken festzuhalten. Aber die Gedanken lassen sich heute nicht gerne festhalten, einer jagt den anderen, wild schreien sie durcheinander, drängeln sich vor. Wenn ich mich endlich für einen Gedanken entschieden habe und ihn zu Papier bringen will, verwandelt er sich, wird ungreifbar oder springt einfach auf die Picknickdecke der Gruppe Patienten, die gerade laut lachend auf der Wiese Platz genommen hat.

Dann eben nicht, sage ich ein bisschen genervt zu meinen sprunghaften Gedanken, aber die hören mir eh nicht zu. Ich merke, wie ich Kopfschmerzen bekomme. Das passiert, wenn meine Gedanken aus der Reihe tanzen. Ich klappe das immer noch leere Tagebuch zu und gehe auf mein Zimmer, um mir eine meiner Notfalltabletten zu genehmigen.

Eigentlich ist es hier verboten, Tabletten zu nehmen, ohne das mit den Ärzten abzusprechen. Aber für mich mache ich heute mal eine Ausnahme. Schon ein paar Minuten später kehrt Ruhe ein in meinem Kopf. Die meisten Gedanken, eben noch umtriebiger und sprunghaft, legen sich schlafen. Die wenigen anderen, die noch durchhalten, werden angenehm entspannt und sanft. Sie schlendern durch meinen Kopf, bleiben mal hier, mal dort stehen, flüstern miteinander und hören auf, mich zu stressen. Ihre Ruhe überträgt sich auf mich, ich fühle mich auf eine angenehme Weise schwer und müde. Ich merke, wie ich plötzlich auch keinen Hunger mehr habe, was mir sehr entgegenkommt, denn so kann ich das Abendessen ausfallen lassen. Ich setze mich auf mein Bett und überlasse meinen Kopf erleichtert den wenigen Gedanken, die nun noch wach sind.

Draußen fängt es langsam an zu dämmern. Durch die geöffnete Balkontür höre ich die gedämpfte Stimme einer Frau, die davon singt, dass alle Mädchen die Liebe küssen sollen.